Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Morgen-Ausgabe.

Inserate übernehmen ausserhalb Berlins: Bonn: M. Cohen. — Bremen: E. Schlotte. Wilh. Scheller. — Stettin: S. Salomon. — Frankfurt a. M.: G. L. Daube & Co. — Hamburg: Haasenstein & Vogler, Joh. Nonthaar, Adolf Steiner, William Wilkens. — Gotha: C. Schoenwald. — Mainz: D. Franz. — Minden: C. Marowski. —

Wien: M. Dukes, I., Wollzeile No. 6—8; A. Oppelik, I., Stubenbastei 2. — Frankreich, England und Belgien: Alleinige Annahme bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie. in Paris, 31bis rue du Faubourg Montmartre. — Schweiz: Orell Füssli & Co., Zürich.

Nr. 99. [32. Jahrgang.] Berlin, Dienstag den 28. Februar 1893, Morgens. [32. Jahrgang.] Nr. 99.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint täglich Morgens und Abends, mit Ausnahme von Sonntag Abend und Montag Morgen; bei besonderen Ereignissen in Extra-Ausgaben. Der Abonnementspreis beträgt für das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie vierteljährlich **7 Mark 50 Pf., für das übrige Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag. Abonnements werden bei den betreffenden Postanstalten angenommen.** Für **Berlin** nehmen sämmtliche **Zeitungs-Spediteure** und die **Expedition** dieser Zeitung, **Wilhelmstraße 32,** Abonnements vierteljährlich zum Preise von **7 Mark 50 Pf.** sowie die **Post-Expeditionen** für **8 Mark** inkl. Bestellgebühr entgegen. Preis der einzelnen Nummer 10 Pf. Inserate nimmt die Expedition zum Preise von **40 Pf.** pro fünfgespaltene Petitzeile an. Beiträge für die **Redaktion** der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" sind an diese: **Berlin SW. Wilhelmstraße 32,** zu richten, **und wird gleichzeitig Honorar angabe erbeten.**

Fernsprech-Anschluß Amt 6 Nr. 3248. **Nachträgliche Honoraransprüche finden keine Berücksichtigung;** unbenützte Einsendungen können nicht aufbewahrt werden. **Fernsprech-Anschluß Amt 6 Nr. 3248.**

Für den Monat **März** eröffnen wir ein besonderes Abonnement zum Preise von **ℳ 2,50.** Bestellungen werden bei allen **Reichs-Postanstalten,** in Potsdam bei **A. H. Pusch,** Kanal Nr. 10, außerdem in **Berlin** bei den **Zeitungs-Spediteuren** und in der Expedition der **„Nordd. Allg. Ztg.",** Wilhelmstraße Nr. 32, angenommen.

Telegraphische Korrespondenz.

(Wolff's Bureau.)

Wels, Montag 27. Februar. Der Kaiser Franz Josef setzte nach einem Besuche bei der Erzherzogin Marie Valerie Mittags seine Reise nach München fort.

Wien, Montag 27. Februar. Bei der Wahl eines Landtagsabgeordneten für die Städtebezirke Stockerau, Korneuburg, Oberhollabrunn wurde der Deutschliberale Freiherr v. Czedik mit 508 Stimmen gewählt. Der Deutschnationale Knoz erhielt 406 Stimmen.

(Siehe auch Seite 3.)

Amtliche Nachrichten aus dem Reichs- und Staats-Anzeiger.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht, den nachbenannten Offizieren 2c. die Erlaubniß zur Anlegung der ihnen verliehenen nichtpreußischen Insignien zu ertheilen, und zwar:

des Großkreuzes des großherzoglich sächsischen Haus-Ordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken: dem Generalobersten der Infanterie von Pape, Oberbefehlshaber in den Marken und Gouverneur von Berlin, und Allerhöchstihrem General à la suite, General der Kavallerie Grafen von Schlieffen I., Vorsitzenden des Herolds-Amts; des Offizierkreuzes des Ordens der königlich rumänischen Krone: dem Major de Salengre-Drabbe von der 8. Gendarmeriebrigade; sowie der königlich rumänischen Verdienst-Medaille in Silber: dem Oberwachtmeister Pasewaldt von derselben Brigade.

Königreich Preußen.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Regierungsrath Meyer zu Koblenz zum Ober-Regierungsrath zu ernennen.

Dem Ober-Regierungsrath Meyer ist die Stelle des Dirigenten der Finanzabtheilung bei der Regierung in Koblenz übertragen worden.

Zu der von uns aufgeworfenen und als grundlegend für das Problem der Hebung unserer Landwirthschaft und der Handelspolitik bezüglich der Agrarprodukte bezeichneten Frage erhalten wir folgende Zuschrift:

Sie werfen in einem Ihrer letzten Artikel die Frage auf, ob die deutsche Landwirthschaft in der Lage sei, den Bedarf Deutschlands an Nahrungsmitteln selbst zu decken.

Gestatten Sie mir, soweit diese Frage sich auf Brotfrüchte bezieht, sie wie folgt zu beantworten.

Schon bei früheren Diskussionen im Reichstage über die Getreidezölle wurde dieselbe Frage angeregt und von sachverständiger Seite bejaht, aber ohne daß meines Wissens beweiskräftige, zahlenmäßige Unterlagen erbracht worden wären. Von gegnerischer Seite wurde diese Behauptung angefochten, ja sogar von einem sächsischen Landtagskandidaten als gewissenlos und mehr noch bezeichnet.

Versuchen wir, uns Zahlen zu verschaffen, so ergiebt sich folgendes Bild:*)

Nach Seite 2 des Julieheftes der Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs vom Jahre 1891 sind in den 10 Jahren 1881—1890 im ganzen Deutschen Reiche geerntet worden:

An Roggen:		An Weizen:	
Tonnen zu 20 Zentner:			
pro Hektar:	im Ganzen:	pro Hektar:	im Ganzen:
	im Deutschen Reiche		
0,99	5 804 235	1,33	2 531 367
(= 19,8 Ztr.)		(= 26,60 Ztr.)	
	davon im Königreich Sachsen		
1,32	282 363	1,70	82 559
(= 26,4 Ztr.)		(= 34 Ztr.)	

2.

Im Deutschen Reiche sind im Durchschnitt der 10 Jahre 1881 bis 1890 nach derselben Quelle

	an Roggen an Tonnen	an Weizen Tonnen
jährlich eingeführt wurden	606 215	456 698
jährlich ausgeführt wurden	5 576	40 745
die jährliche Mehreinfuhr betrug demnach	600 639	415 953
Die jährliche Ernte betrug	5 804 235	2 531 367
Somit haben dem Reiche jährlich durchschnittlich zur Verfügung gestanden	6 404 874	2 947 320

3.

Wenn das Deutsche Reich seinen durchschnittlichen jährlichen Mehrbedarf von 600 639 Tonnen Roggen und 415 953 Tonnen Weizen selbst erzeugen wollte, so würde es somit seine Roggenernte um rund 10,50 pCt., seine Weizenernte um rund 16,50 Prozent zu steigern haben.

Das in diesen Zahlen zum Ausdruck kommende Verhältniß muß sich aber in der Wirklichkeit etwas zu Gunsten des Weizens gestalten, da das eingeführte Roggenmehl in den Handelsnachrichten dem Weizen zugerechnet worden ist.

Die Anbauflächen waren während genannten Zeitraum nach derselben Quelle:

	Im Deutschen Reich:	Im Königreich Sachsen:
An Roggen	5 842 808 Hektar	214 085 Hektar,
An Weizen	1 907 889 „	48 581 „

4.

Erscheint es nun so außerordentlich, wenn wir obigen Durchschnittsertrag von rund

20 Ztr. Roggen und 27 „ Weizen } per Hektar

in Deutschland annehmen,

den ersteren um rund 10½ pCt.,

letzteren „ „ 16½ „

in der Gesammtheit unserer deutschen Landwirthschaft zu erhöhen?

Ein Blick auf die Erträgnisse Sachsens von rund 26½ Ztr. Roggen und 34 Ztr. Weizen pro Hektar belehrt uns sofort des Gegentheils, denn in Sachsen ist bereits eine Ertragssteigerung von rund je 30 pCt. und je 25 pCt. für Roggen bezw. Weizen gegen die Ernteerträgnisse des Reiches eingetreten, und kein Einsichtiger wird verneinen, daß auch diese Erträge noch einer erheblichen Steigerung fähig sind!

Man könnte angesichts dieser erhöhten Ernten Sachsens gegen das Reich den Einwand des „gesegneten" Sachsens bringen. Dieser Einwand ist aber ein vollständig unberechtigter, soweit er Lage und Boden betrifft, denn von der Gesammtfläche von rund 2 710 000 sächsischen Acker sind bei der Grundsteuerregulirung Sachsens von 1838—1845

Acker	
603 000	unter das milde Klima (bis zu 500 Fuß),
485 000 „	„ gemäß. „ (von 500 bis 800 Fuß),
1 204 000 „	„ rauhe „ (von 800 bis 1600 F.),
417 „	„ kalte „ (von 1600 bis 2500 F.)

geschätzt worden; mithin liegen rund nur 1 090 000 Acker Sachsens in klimatisch günstiger, aber 1 620 000 „ ungünstiger Lage; von ersterer Zahl gehört noch ein erheblicher Theil Boden nur geringerer Tragfähigkeit an!

Fragen wir nun und nun, ob es in der That möglich erscheint, daß wir deutschen Landwirthe obiges sich zur Deckung des eigenen Bedarfs nothwendig machende Mehr von 10¼ und 16½ pCt. unserer Roggen- bezw. Weizenproduktion erreichen könnten, so wird die Antwort um so mehr bejahend ausfallen, wenn wir die gewaltigen, brachliegenden Flächen Norddeutschlands dem rentablen Ackerbau durch die Erfahrungen solcher hervorragenden Männer wie Schulz-Lupitz und des verstorbenen Nimpau zu erschließen allgemeiner gelernt haben. Deutschlands Landwirthschaft im großen Ganzen ist auf den Kartoffel- und Getreidebau angewiesen und wird auf eine jetzt unabsehbare Zukunft es bleiben. Durch Züchtung und Anbau neuer ertragsreicher Sorten gegen die alten weniger ergiebigeren sind große Fortschritte gemacht worden. Allein der Schwerpunkt für eine Massenproduktion liegt nicht hierin, sondern in der sachgemäßen (d. h. richtigen und reichlichen) Düngung unserer Aecker. Durch die bahnbrechenden Forschungen des großen Liebig ist der Landwirthschaft der Weg hierzu gezeigt; der Großgrundbesitz hat ihn in intensiv bewirthschafteten Betrieben ergriffen, dem Kleingrundbesitz ist er im Allgemeinen fremd geblieben, sogar in unserem intelligenten Sachsen — Ausnahmen sind in beiden Fällen zu finden. Eine solche rationelle Düngung kann aber nicht allein durch den Stallmist, sondern nur in Gemeinschaft mit künstlichen Nährstoffen und durch Zufuhr von humusbildenden Substanzen, den Trägern der Fruchtbarkeit des Feldes, erreicht werden. Wie der Humus vor Liebig einst überschätzt wurde, so wird er jetzt durch eine einseitige gelehrte Richtung unterschätzt, und über die Wirkung künstlicher Düngemittel herrschen in der Masse unseres Berufes mitunter noch die unklarsten Vorstellungen. Man macht bei Auswahl und Anwendung oft Fehlgriffe und scheint dann nicht zu erkennen, daß das Ausbleiben der Wirkung hierin liegt und nicht dem Düngemittel zuzuschreiben ist.

Hier müßte meines Erachtens der Hebel eingesetzt werden — in der Richtung der Vermehrung und Verbilligung unserer Produktion; der Weste sind ja genug über unsere Lage gewechselt, möchten Thaten ihnen folgen! Warum wird z. B. der Unwissende nicht durch ein kurzes, unentgeltlich in vielen Hunderttausenden zu vertheilendes Schriftchen über die Wirkung künstlicher Düngemittel und über die Anstellung und Beurtheilung von kleinen Versuchen auf seinen Feldern belehrt? Warum könnten dem sich Belehrenvollendeten nicht geeignete künstliche Düngemittel mehrere Male unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden? Warum können nicht die Frachten hierauf noch weiter ermäßigt werden? Das scheinen mir nicht unberechtigte Fragen zu sein. Gewiß könnte mit einer unentgeltlichen Vertheilung solcher Düngemittel Mißbrauch getrieben werden, gewiß würden sie mitunter an Unwürdige oder Unfähige gelangen, auch würden solche Versuche nicht billig sein. Es ist ja aber zur Ausführung vieler, manchmal von vornherein verfehlter Rezepte, mit denen uns aufgeholfen werden soll, Geld im Lande, warum nicht einmal einen Weg versuchen, der, wenn er einschlägt, die Landwirthschaft im großen Ganzen auf eigene Füße stellen würde? Man wird mir zugeben, daß es ein Unterschied ist, ob ich durch eine altmodische Stallmistwirthschaft nur 30 Zentner Körner auf dem Hektar erwerben kann oder durch Aufwand von vielleicht 40 ℳ für künstliche Nährstoffe 42 Zentner Körner — 12 Zentner mehr, das sind etwa 84 ℳ auf derselben Fläche, ohne das antheilige Stroh allgemein rechnen zu wollen, das bei mir einen Werth von wenigstens 20 ℳ haben würde.

Das ist ein einfacher, praktischer, unschwer zu betretender, unschwer zu verlassender Weg, gut für den Einzelnen und gut für unser Vaterland, besonders in Kriegszeiten, wenn es möglicherweise gilt, unser Brotkorn selbst zu erzeugen! Darf ich aus eigener Erfahrung sprechen, so bitte ich, mich nicht für unbescheiden halten zu wollen, wenn ich mir erlaube, anzuführen, daß es in einer allerdings klimatisch und hinsichtlich des Bodens meist sehr begünstigten Lage mir gelungen ist, in einem landwirthschaftlich verhältnißmäßig kurzen Zeitraume durch Zufuhr künstlicher Nährstoffe und Gründüngung (Humus und Stickstoff enthaltend) meine Ernteerträge, die schon gut waren, je nach Jahr, Frucht und Boden bis zu 35 pCt. gegen früher zu steigern, und zwar oft auf den geringsten Schlägen am allermeisten, so daß diese jetzt eine verhältnißmäßig höhere Rente geben, als meine besten Felder.

Meine Ansicht ist, daß unser Boden einen Stalle zu vergleichen ist, in dem wir unsere Kulturpflanzen füttern müssen, und es ist meine feste Ueberzeugung, daß wir die 200—250 Millionen Mark, mit denen wir jährlich durchschnittlich dem Auslande für feinen und geschälten Roggen und Weizen tribut-pflichtig werden, und uns unserem Vaterlande erhalten können, wenn wir den angedeuteten Weg betreten.

Wenn nun nach der Reichsstatistik der Anbau der Nährfrüchte von 1878—1890 um rund 400 000 Hektar gestiegen ist, so ist das meines Erachtens noch kein Beweis für eine günstige Lage der Landwirthschaft, wie angenommen zu werden scheint. Absehen davon, daß es fraglich ist, ob dieses Mehr nicht durch Abholzung und Urbarmachung von Wäldern entstanden ist, deren Erlös zur Deckung der aus dem Getreidebau hervorgegangenen Verluste dienen mußte oder ob es nicht auch durch das Verlassen der sogenannten schwarzen Brache entstanden ist, die der fortgeschrittenen landwirthschaftlichen Erkenntniß weichen mußte, konnte man sich trotzdem auch fragen, ob dieses Mehr der falschen Auffassung nicht seine Existenz verdanken könne, daß eine größere Fläche auch größere Reinerträge geben müsse, also besser im Stande sei, ihren Besitzer zu ernähren, während es dem Rechnenden verkannt erscheint, auf einer kleineren Fläche größere Erträge durch intensiven Betrieb zu erzielen, weil auf dieser Betriebs- und Verwaltungskosten dieselben bleiben.

Wir praktischen Landwirthe haben aber zu fragen, ob die Betretung obigen Weges der höchstmöglichen Getreideproduktion für uns auch rationell ist, wenn wir, die wir nur einmal im Jahre, mitunter auch erst nach Ablauf mehrerer, unsere Auslagen wiedererhalten sehen, keinerlei Aussicht haben, daß diese Mehrerzeugung nach landwirthschaftlichem Ermessen sich auch lohnt?

Liegen, allgemeiner Auffassung nach, jetzt nicht die größeren Wahrscheinlichkeiten vielmehr so, daß unsere Mühe und unsere Unternehmungen sich nicht lohnen?

Also ich meine:

1. So lange die Getreidepreise so niedrig sind, daß wir oft unsere Produkte unter unserem Selbstkostenpreis verkaufen müssen, so lange wird der fehlende Bedarf Deutschlands an Brotpreise von außen her durch billigere Einfuhr gedeckt werden und gedeckt werden müssen.

2. Die auf den niedrigen Getreidepreisen hervorgehende Unfähigkeit unserer Landwirthschaft, unseren vollständigen Bedarf an Brotfrucht selbst zu decken, wird durch Minderung der Getreidezölle naturgemäß eine immer größere.

3. Man mache von unserem Standpunkt aus Handelsverträge, so viel man wolle, lasse aber unserem Berufe, den wir als eine der sichersten Grundlagen eines Staates auffassen, zum mindesten die bisherigen mäßigen Getreidezölle, ohne daß ich hierbei verneinen möchte, daß der Weltmarkt unter Umständen nicht ihre Wirkung abzuschwächen oder gar ganz aufzuheben vermöge, denn wir haben bei hohen Zöllen die billigsten und bei niedrigeren Zöllen sehr hohe Getreidepreise gehabt.

Bei Beurtheilung der Wirkung der Zölle wird leitens der Gegner derselben aber das Moment häufig übersehen, daß sie nicht bloß direkt vermögen, unsere Produkte uns etwas höher verkaufen zu lassen, sondern auch, daß sie im Stande sind, das massenhafte Angebot einer Waare zu verhindern, das selbst die billigsten Preise weiter drückt und die betreffenden Märkte noch flauer macht.

Also, vermögen die Zölle auch nicht immer gegen die allgemeine Tendenz des Weltmarktes für Getreide hinsichtlich der Preisbildung anzukämpfen, so scheint es doch klar zu sein, daß dem Auslande es um den Zollbetrag unmöglich gemacht ist, billiger zu verkaufen und der Importeur gezwungen ist, um denselben Zollbetrag theurer einkaufen zu müssen. Hierin liegt eine indirekte Hülfe für uns, wenn auch noch keine große.

Jedenfalls müssen wir aber ehrlich sein und dem Grafen Caprivi gegenüber uns für verpflichtet halten, daß er entgegen dem Ansturm der Sozialdemokratie und des Freisinns angesichts der hohen Kartoffel- und Roggenpreise des vorigen Jahres uns einen Theil der Zölle überhaupt noch rettete, denn wir konnten und dem Grunde nicht verschließen, als ob dieselben, gelockert durch die unaufhörlichen Nothstandsdebatten und Nothstandsschreie unserer Gegner im Reichstage, vollständig hätten fallen können. Daß dies nicht geschehen, glaube ich unter Anderem auch unserem jetzigen Reichskanzler mit zuschreiben zu sollen, und wir dürfen die Hoffnung noch nicht verlieren, daß der betreffende Handelsvertrag mit Rußland nicht wieder ganz auf unsere Kosten abgeschlossen werde; die Regierung kennt ja nun unsere unumwundene Meinung darüber und wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß bis zur Entwicklung Deutschlands zum Industriestaate noch ein weiter Schritt ist!

Ich schließe meine Ausführungen, indem ich nach berühmtem Muster zu sagen wage:

Setzen Sie die deutsche Landwirthschaft nur in den Sattel, reiten wird sie schon können!!

Klostergut Oberwartha b. Dresden.

Fritz Arndt.

Darin ist also der Herr Verfasser, was wir vorläufig konstatiren wollen, mit uns einverstanden, daß für jetzt unsere Landwirthschaft den Bedarf an Nahrfrüchten nicht voll zu decken vermag.

Gestern Nachmittag fand eine Sitzung des **Staatsministeriums** statt, an welcher auch der Reichskanzler Graf v. Caprivi Theil nahm.

In der gestrigen Sitzung des **Reichstags** wurde bei Berathung des Etats der Reichs-Justizverwaltung eine Reihe von Spezialfragen erörtert, außerdem fanden sehr langwierige persönliche Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Rednern statt. Nachdem dann der Titel für den Staatssekretair (24 000 ℳ), an welchen sich die Debatte (worüber der Sitzungsbericht das Nähere enthält) geknüpft hatte, bewilligt worden, wurde der Rest des Etats der Reichs-Justizverwaltung fast ohne Debatte erledigt. Schluß der Sitzung 6¼ Uhr. — Auf der Tagesordnung der heutigen Sitzung

---

*) Aus Arndt: Die Gründüngung in Oberwartha, einem Buche, das 1894 erscheinen soll.

Feuilleton der Norddeutschen Allg. Zeitung.

39 Berlin, den 28. Februar 1893.

Die Möwe.

Roman von Zacharias Nielsen.

Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Mann.

[Nachdruck verboten.]

(Fortsetzung.)

Böje richtete sich völlig auf und reichte Thomas die Hand.

„Das hätt' ich nicht von Dir geglaubt, Thomas!"

Thomas stutzte beim Anblick des knöchernen Gesichts, das beim gelblichen Schein des Talglichts zu ihm aufschaute.

Ein paar Thränen erglänzten in den Augen des Kranken. Um ihn her wurde es hell, und es war ihm, als gewänne seine Hand Leben durch all das warme Fleisch, das sie umgab; aber die kleine Szene ergriff ihn derartig, daß er sich sofort wieder legen mußte.

„Wie geht es sonst mit Deiner Gesundheit und dem Ganzen?" fragte Thomas.

„Ach, danke, es geht so einigermaßen."

Jetzt blickte Thomas zum ersten Mal um sich. „Es scheint mir hier ein wenig feucht zu sein?"

„Ja", erwiderte Helene, „wir haben in der letzten Zeit nicht genügend Acht auf den Ofen gegeben."

„Helene ist so viel aus", fiel Böje ein, „und dann vergesse ich, nachzulegen."

Am Fußende des Bettes stand ein braun angestrichener Holzkasten mit einigen Betten und alten Shawls, in dem die Kinder schliefen.

„Sind denn die gesund?" fragte Thomas.

Das wären sie, Gottlob! Es seien ein Paar Prachtkinder, so lebhaft und so begabt; leider wären sie nur ein wenig mager.

Thomas wollte auf einem Stuhl am Bett Platz nehmen; Helene mußte ihn aber warnen, sich in Acht zu nehmen, die Rücklehne sei ein wenig wackelig. Er sah sich nach einem anderen um, konnte aber keinen entdecken. Schnell schob sie Böje's Lehnstuhl an das Bett, aber Thomas mochte sich nicht hineinsetzen, er roch so eigenthümlich nach Krankheit.

Mehrmals fragte Helene nach ihrem Vater, erhielt aber stets nur kurze Antworten.

Er wurde immer schweigsamer und sah sie unverwandt an.

„Du hast auch mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt", begann Böje. „Ich weiß, daß ich mit Schuld daran war; Du kannst mir glauben, das hat mich oft gequält."

„Ja, wir haben so viel Mitleid mit Dir gehabt, Thomas! Wenn Du doch Alles vergessen und bedenken sollst so recht von Herzen glücklich werden könntest!"

„Hm, ja —" er senkte den Blick. „Es muß so gehen, so gut es geht."

Helene hatte sich im Voraus wohl zehnmal überlegt, was sie zu ihm sagen wollte, aber jetzt, wo es so weit war, konnte sie kaum ein Wort hervorbringen.

Böje fragte, ob er denn gesund sei?

„Ja, gesund sei er, aber es wären ja verdammt schlechte Zeiten."

„Ja, Du hast gewiß viel durchzumachen gehabt!"

Thomas arbeitete mit dem Munde und suchte nach einem Spuckbecken; endlich erblickte er ein kleines Thongefäß mit gelbem Sand, das dicht neben ihm stand.

Er strich sich den Bart. „So ganz ohne widrige Winde ist es ja nicht gegangen."

„Thomas", sagte Helene, „erinnerst Du Dich der Möwe?"

„Der Möwe?"

„Ja — weißt Du, die wir draußen in der Käger Bucht sahen? Erinnerst Du Dich nicht, damals, als wir im Gewitter hinaussegelten?"

„Ach ja!"

„Ist es nicht sonderbar, daß ich sie niemals habe vergessen können? Es giebt einzelne Dinge aus der Kindheit, die Einem stets so lebendig vor Augen stehen."

Thomas hatte das längst vergessen, jetzt aber tauchte die Erinnerung wieder in ihm auf.

„Ich sehe noch so deutlich, wie sie kämpfte, ach, wie sie kämpfte! Es ging nur langsam, aber sie kam doch ans Ziel."

Thomas schaute traurig auf, als wolle er sagen: Der widrige Wind kann aber auch zu stark sein.

Böje fand auch, daß er ein Wenig sagen müsse. Mit widrigen Winden hätten wir Alle zu kämpfen, aber die Art und Weise, wie wir dagegen angingen, sei so verschieden. Einige kehrten gleich um und gäben das Ganze auf, wenn ihnen der Gischt uns Gesicht spritzte, Andere ständen still und wüßten weder aus noch ein, wieder Andere sammelten Kräfte und gingen frisch drauf los. Das Letzte sei ja das, was wir Alle thun sollten.

Thomas senkte noch immer den Blick und trommelte mit den Fingern auf sein Knie.

Ein erdrückendes Gefühl des Mitleids erfüllte Helenen's Brust.

„Das Gute ist", sagte sie, „daß man, wenn man kämpft, so gut man kann, doch schließlich stets ein wenig weiter kommt. Und dann ist da immer irgend Jemand, der liebevoll an uns denkt und ein gutes Wort für uns einlegt."

Er hielt inne mit dem Trommeln und sah aus, als lauere er.

„Bei jeglichem Unglück", fuhr sie fort, „ist es für mich das Schlimmste, wenn ich die Veranlassung dazu bei mir suchen muß. Wer die Ueberzeugung hat, daß er in dem Punkte, von dem das Unglück ausging, richtig gehandelt hat, der wird stets eine Stütze in seinem guten Gewissen haben."

Es war, als sei plötzlich ein erlösendes Wort gesprochen. Thomas lauschte. Ohne es zu wissen, hatte er den Blick wieder auf sie gerichtet und konnte ihn nicht von ihr abwenden. Es gährte in ihm, er fühlte, daß er es nicht lange in diesem Hause aushalten konnte.

Er erhob sich und reichte Böje die Hand.

„Ich will Dir gute Besserung wünschen. Und dann muß Du Dir Das, was gewesen, aus dem Kopf schlagen."

Helene stand daneben und konnte nur mit Mühe ihre Gefühle bezwingen. Eine wunderbare Freude machte sie bis ins Innerste erzittern. Wie hell war es in ihrem Stübchen geworden. Jetzt wollte sie arbeiten, wie nie zuvor; sie wollte Böje mit einer Ausdauer pflegen, die Wunderwerke verrichten sollte.

Als sie Thomas am Wagen Lebewohl sagte, schlang sie die Arme um seinen Hals und schmiegte sich an seine Brust.

„Hab' Dank, Thomas!"

„Hm, — ja! Hab' selber Dank, Helene, daß Du mich hierher brachtest!"

Er stieg auf den Wagen, seine Hand zitterte so, daß die Zügel hin und her flogen. Es war, als habe sich eine Schaar unsichtbarer Mächte über ihn erbarmt und ihn aus seinem alten Dasein gerissen. Jetzt tummelten sie ihn umher, ohne daß er selber wußte, wo sie ihn niedersetzen würden.

Die Pferde zogen an und dahin ging es die Landstraße entlang. Die kahlen Eschen, die ihre Zweige wie zwei Reihen großer Besen zum Himmel emporstreckten, wiegten sich in unruhigen Träumen, während der kleine See im Finstern da lag und nur von Zeit zu Zeit ein Welle matt aufblitzte.

* * *

Am nächsten Morgen saß der Redakteur Rabe daheim auf seinem harten Sopha, eine Krücke an der einen, einen Stock an der andern Seite. Die Frau, die seinen Haushalt besorgte, war eben gegangen, und der alte Mann hatte sich mit einem seiner großen Bücher hingesetzt. Da trat Thomas ein und brachte ihn in eine nicht geringe Aufregung, indem er ihm Helene's Gräße ausrichtete.

Der Alte blickte mit seinen rothgesprenkelten Augen auf und lauschte, während Thomas von seinem Besuch in Böje's und Helene's Heim berichtete. Als aber Thomas mit einer leisen Andeutung kam, daß es jetzt an der Zeit sei, Helenen die Hand zu reichen, da schoß der Greis auf alte Weise Blitze mit den Augen die Kreuz und die Quer über den Tisch hinüber.

„Es kann, weiß Gott, nicht nutzen, Schwiegervater, jetzt müssen wir andere Saiten aufspannen."

Der Alte stutzte über den bestimmten Ton, mit dem diese Worte ausgesprochen wurden.

„Thomas", rief er endlich aus, indem er ganz in das Sopha zu versinken schien, „ich kann ja nichts für sie thun, selbst wenn ich es wollte, ich bin ja selber arm und hülflos."

„Ja, ja, da findet sich wohl Rath."

Thomas war spät in der Nacht heimgekehrt. Während der ganzen Fahrt waren ihm die Gedanken durch den Kopf gebraust wie die schnurrenden Räder unter dem Wagen.

Als er in sein kaltes, ungemüthliches Schlafzimmer gekommen war und die Lampe angezündet hatte, setzte er sich an den Tisch, stand aber gleich wieder auf und entnahm dem kleinen Schrank, der über seinem Bett hing, eine Rumflasche. Es fror ihn, daß alle seine Glieder zitterten. Nachdem er eine Weile mit der Flasche dagestanden hatte, nahm er ein paar lange Züge und setzte sich dann wieder an den Tisch.

Erst jetzt sah er eine Schmiedrechnung, die im Laufe des Tages gekommen sein mußte; er stieß sie mit der Hand von sich.

Seine pekuniaire Lage war ganz verzweifelt. Freilich hatte er heute ein paar Hundert Kronen in der Tasche, die er für Schweinefleisch erhalten hatte, aber wie lange hielt das vor? Eine ganze Reihe von Nachbarn und Freunden hatten die Zinsen von den letzten Terminen zu gut, die Leute hatten ihren Lohn nicht ausbezahlt bekommen, Handwerker und Kaufleute drängten mit ihren Rechnungen.

Es durchschauerte ihn bei dem Gedanken, daß der Tag nicht fern sei, da er das Ganze verlassen und seinen Vater und den anderen Alten dem Armenwesen übergeben müsse. Und was das Schlimmste bei dem Ganzen war, — er selber trug die Schuld an seiner unglücklichen Stellung, er hatte sich der Verzagtheit hingegeben! Wieder und wieder hatte er einen Anlauf gemacht, mit dem Laster der Trunksucht zu brechen und den Kampf wie ein Mann aufzunehmen; der Wille war aber stets erlahmt unter dem Druck der Schwermuth, und die guten Vorsätze erstickte der Wein- und Rumdunst. Zuletzt war es so weit mit ihm gekommen, daß die Schlaffheit seinen letzten Rest von Widerstandskraft verzehrt hatte, willenlos ließ er sich vom Schicksal fortreiben, wie ein todter Körper, den der Strom mit sich führt.

Und dann war dies gekommen!

Es gab Augenblicke, in denen ihn der Gedanke durchzuckte, daß es noch eine Zukunft für ihn gäbe, aber jedes Mal, wenn er diese gaukelnde Hoffnung festhalten wollte, verschwand das Trugbild und eine tiefe Verzagtheit überkam ihn.

(Fortsetzung folgt.)